

Zeitschrift: Freidenker [1908-1914]
Herausgeber: Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund
Band: 21 (1913)
Heft: 9

Artikel: Amerikanismus und Freidenkertum : (Schluss)
Autor: Brunner, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-406325>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Amerikanismus und Freidenkertum.

Momentbilder aus dem New-Yorker Leben.

Von Dr. Max Brunner in Wien.

(Schluß.)

itus die Sonne, die gemacht ist, sondern der, durch den die Sonne gemacht ist. Denn Alles ist durch ihn gemacht, und ohne ihn ist nichts gemacht. Er ist also das Licht, von dem dies Licht gemacht worden ist" (Johannis-Evangelium XXXIV, 2-3). Augustinus war ursprünglich selbst Manichäer gewesen. Er gesteht das in seinen „Bekennnissen (III, 6). „O Wahrheit, Wahrheit, wie innig seufzte auch damals das Mark meiner Seele nach dir, als jene immer und immer wieder mich den bloßen Schall von dir in Reden und vielen gewaltigen Büchern vernehmen ließen! Das waren die Schlüssel, worin mir in meinem Hunger nach dir, anstatt deiner, Sonne und Mond, deine schönen Werke, aber immer doch deine Werke, nicht du selbst und nicht einmal die vorzüglichsten deiner Werke aufgetragen wurden.“ Die Manichäer glaubten an ein Reich des Lichtes und der Finsternis. Im ewigen Kampf mit einander haben sich Licht und Finsternis vermischt. Die Lichtmaterie heißt aber „Jesus patibilis“ d. h. der zum Erleiden fähige Jesus. Wenn die Kirchenväter einerseits astrale Ideen bekämpften, so haben sie andererseits dieselben so sättigen verstanden; hat doch der heilige Zeno von Verona noch im IV. Jahrhundert an die Neophyten (neuen Jünger) nach der Taufe eine solche Rede gerichtet: „Ich kenne sehr wohl nach der gewohnten Sitte eures früheren Lebens eure Neugierde, die euch aber fernerhin nicht gestattet sein wird. Vielleicht möchtet ihr auch von uns erfahren, unter welchem Geburtsstern oder unter welchem Himmelszeichen die eine Mutter (d. h. Kirche) so Verschiedene, so Viele, so Ungleiche mit einer einzigen Geburt geboren habe. So will ich nun den Kleinen gehorchen und mit aller Kürze die Geheimnisse des heiligen Horoskops kund tun. Wohlan Brüder, euer Ursprung ist also beschaffen: Der Erste, welcher keinen an ihn Glaubenden verstoßt, hat euch nicht als ein Widder, sondern als ein Lamm in Empfang genommen, das eure Blöße mit dem schneeigen Weiß seines Wliefes bekleidet hat. . . Er ermahnt euch nicht als Stier mit hochgetragendem Nacken, mit frecher Stirn, mit drohendem Horne, sondern als allerliebste, freundlich sanftes Kälblein, daß ihr eine frohe Ernte göttlichen Samens in die himmlischen Speicher einbringen, daß ihr bei keinem Werke Vorahnungen aus dem Vogelfluge haschen, vielmehr ohne Bosheit seinem Koche untertan und durch die Bezwingung eures irdischen Fleisches fruchtbar sein solltet. Und er ermahnt euch durch das nachfolgende Zeichen der Zwillinge, d. h. durch die zwei Testamente, die uns das Heil lehren, daß ihr hauptsächlich den Götzendienst, die Anzucht und die Habsucht flichen solltet, die ein unsichtbares Krebsgeschwür ist. Unser Löwe ist, wie die Genesis bezeugt, ein „junger Löwe“, dessen barmherzige Heilsgeheimnisse wir preisen. Ihm folgt nach Gebühr die Jungfrau, die schon im voraus die Wage andeutet, damit wir erkannten, daß durch den Sohn Gottes, der bei der Menschenwerdung aus der Jungfrau hervorging, auf der Erde die Billigkeit und Gerechtigkeit ist gepflanzt worden. Wer diese standhaft festhält und treu ihr dient, den nenne ich keinen Skorpion, sondern er wird, wie der Herr im Evangelium sagt, alle Schlangen mit unmerklicher Ferse zertreten. Aber auch sogar den Teufel, der in Wahrheit der heftigste Schübe ist, wird er nicht fürchten. . . Denn dieser sendet über die Unglücklichen bisweilen den häßlich entstellten Steinbock. . . Aber sie alle pflegt unser vom heilsamen Strome überfließender Wassermann ohne große Anstrengung zu vertilgen, auf den mit Notwendigkeit in einem Zeichen zwei Fische folgen, d. h. zwei Völker aus den Juden und den Heiden, welche, aus dem Wasser der Taufe lebend, zu einem einzigen Volke Christi in einem einzigen Zeichen bezeichnet sind“ (43 Traktat).

(Schluß folgt).

Am deutlichsten macht sich die großzügige, dem Bureaukratismus und Formalismus abgeneigte Sinnesart des Amerikaners in jenem Zweig des Kulturgetriebes bemerkbar, wo bureaukratische Engherzigkeit und kurzblickende Knausererei die Konzeption eines großen Gedankens am wenigsten aufkommen lassen, im Verkehrsleben. Das drängt sich dem Europäer am meisten bei der Fahrt auf der Stadtbahn auf, deren impofante Anlagen schon auf eine großgedachte und durchgeführte Verkehrspolitik hinweisen. Was mir als Wiener von Einzelheiten am Bahnverkehr am meisten Staunen erregte, das ist der einschneidende Gegensatz der wichtigen Rolle, die das Fahrblatt bei uns spielt, zu der weit einfacheren Gestaltung des Biletwesens in New-York. An erster Stelle ist da hervorzuheben, daß auf der Hochbahn überhaupt keine Billete ausgegeben werden, auf der Untergrundbahn aber die Passagiere der Sorge um die Aufbewahrung der Fahrkarte durch sofortiges Abwerfen in einen Glaskasten am Abfahrtsperren, also wenige Sekunden nach Empfangnahme des Billets enthoben sind. Ähnliches gilt von der Straßenbahn. Hier gibt es nur für das Umsteigen die natürlich unerläßlichen Fahrkarten. Da wird sich vielleicht mancher Wiener die Frage vorlegen, wie denn ohne Bilet eine wirksame Kontrolle des Kondukteurs möglich ist. Diese Frage würde wahrscheinlich einem Newyorker kleinstädtisch erscheinen, da sich ihm die Kontrolle, die durch Läuten des Kondukteurs an einer dem Publikum sichtbaren Kontrolluhr zum Zeichen der Empfangnahme des Fahrgeldes bewerkstelligt wird, genügend bewährt. Um den Vorteil dieser direkten Geldeinnahme ohne Bescheinigung durch die Fahrkarte zu würdigen, möge man sich nur die Rötten des Wiener Kondukteurs in einem überfüllten Tramwaywagen vor Augen halten. Dazu kommt noch als weitere wesentliche Vereinfachung der auf den allermeisten Strecken gültige Einheitspreis von 5 Cents, um desentwillen alle verzögernden Gespräche über das Endziel entfallen. So recht bureaukratisch mutet ja auch die Betonung des Amtscharakters unseres Tramwaykondukteurs an, der aber durch das Trinkgeldersystem ironisiert wird. In der New-Yorker Tramway erlebte ich das dort selbstverständliche Wunder, daß mir der Kondukteur das Trinkgeld mit deutlichen Zeichen der Bewunderung und Beleidigung zurückgab. Zu allen diesen Details einer hochvernünftigen Verkehrstechnik, zu der auch eine unübertrefflich praktische Bauart der Waggons und der Bahnhöfe zu rechnen ist, kommt noch als ein großer Gegensatz zu den Wiener Verhältnissen die Selbsterziehung des Amerikaners zu größter Exaktheit, Schnelligkeit und guter Orientierung in allen Verkehrsangelegenheiten. Anstatt der peinlichen Strafvorschrift gegen das oft so entschuld bare Ueberfahren unserer winzigen Stadtbahnzonen, ein Vorkommnis, das in Newyork eben durch den das große Verkehrsnetz umspannenden Einheitstarif unmöglich gemacht ist, möchte ich der Stadtbahndirektion zur Nachahmung die strenge Handhabung des Spuckverbots empfehlen. 500 Dollars Geldstrafe oder ein Jahr Gefängnis, bei erschwerenden Umständen auch beides, drohen dem Uebertreter des Spuckverbotes. Was für ein Vermögen könnte da wohl ein ungezogener Wiener zusammensputzen! Ja, die amerikanischen Behörden wissen besser, worin sie den Staatsbürger bevormunden sollen. Nach ähnlichen Grundsätzen rechtfertigt sich auch der behördliche Rigorismus, den das Einwanderungsamt auf der Insel Ellis Island ausübt. Trotz mancher beklagenswerter und vermeidbarer Härten in der praktischen Handhabung muß

dennoch das Prinzip der Detention auf der „Träneninsel“ als lobenswerter Maßregel sozialen Selbstschutzes anerkannt werden. Wie schon ziemlich allgemein bekannt sein dürfte, bezweckt die Zurückhaltung der Einwanderer auf Ellis-Insel, ehe ihnen das Betreten von Amerikas Boden gestattet wird, die dreifache Auslese des europäischen Menfchenmaterials nach den Gesichtspunkten körperlicher, moralischer und sozialer Tüchtigkeit. Eingehendere Darstellung dieser „Inquisition“ muß aber, weil den Rahmen dieses Aufsatzes überschreitend, unterbleiben.

Es scheint mir auch beim Vergleich des europäischen Formalismus mit dem amerikanischen Volksscharakter psychologisch nicht uninteressant, daß derselbe kleinlich rechnende Beamtengeist, der sich in trockenen Ziffern und pedantischer Erstarrung des Lebens bei uns äußert, merkwürdigerweise voll Pietätshuchelei die amerikanische Nüchternheit zum reinen Geld- und Geschäftstrieb und zu raffinierter Außenkultur degradieren will und hierfür ein Symptom auch in der geometrischen Städteanlage und Straßenbeziehung erblickt. 6. Avenue, 157. Straße klingt freilich nicht so schön wie unsere altherwürdigen Straßennamen, aber der Amerikaner hat richtig erkannt, daß bei so riesiger Städteentwicklung das praktische Moment über ein wirkliches oder eingebildetes historisches Interesse obliegen muß, worüber sich der Spießbürger umfoweniger ereifern sollte, als er die Namen seiner großen Männer mehr auf den Lippen als im Herzen trägt.

Allmählich befreundet sich in Amerika auch das Wesen der Religion mit moderneren Gedankengängen. Davon gewinnt man schon eine Vorahnung, wenn man das Gesamtbild der Stadt, insbesondere von der Höhe eines Wolkenkratzers, überschaut und nun die auffällige Wahrnehmung macht, wie sehr die Kirchtürme, von denen keiner unseren Stephansturm erreicht, von der ragenden Höhe der vielen Wolkenkratzer, von denen drei die Stephanskirche um fast 100 Meter übertreffen, gedrückt werden. Von der Spitze dieser Turmgebäude sieht man in den Geschäftstunden dicke Rauchsäulen emporsteigen, ein ganz ungewöhnlicher, geradezu imponierender Anblick. Diese mächtigen Wolken, von weltlichem Rauch, der zum Himmelsblau emporsteigt, läßt die Menschen gar leicht den Weihrauch in der Tiefe und Dunkelheit der Kirchen vergessen. Das Verhältnis der Unterordnung und Anpassung des Kirchentums an die weltliche Macht, das sich so schon gleichsam aus der Gesamtschau vermuten läßt, bestätigt sich auch in manchen Detailzügen, die man aus dem intimen Leben entnehmen kann. Zwar ist es eine Tatsache, daß die katholische Kirche, die schlimmste Form des Kirchentums, obwohl sie erst nach vielen Anstrengungen und materiellen Opfern, und zwar erst nach dem Ende der Revolution, dauernd in New-York festen Fuß fassen konnte, allmählich anwachsend, heute schon alle anderen Kirchengemeinschaften durch die Zahl ihrer, allen Ständen und Klassen angehörigen Mitglieder übertroffen hat; aber dennoch hat der kirchliche Einfluß, der Not sich beugend, sich zu modernen Formen entwickelt. Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch bemerken, daß es in New-York viel mehr Kirchengemeinschaften gibt, als bei uns. Dazu zählen die holländisch reformierte Kirche, die holländische Bischofs- oder Episkopalkirche, die Presbyterianerkirche, die Kirchen der Baptisten, Methodististen, Kongregationalisten und der Unitarier, lutherische und römisch-katholische Kirche und endlich die israelitische Religionsform. Wohl die populärste Art, religiöse Wirkungen zu erzielen und ein Band zwischen Volk und Religion zu erwirken ist die Tätigkeit der Heilsarmee, von der ich zwei Sendlinge bei ihrer Erbauungsarbeit auf der Straße beobachten konnte. Da sah ich in den Abendstunden an einer belebten Straßenecke den Prediger der Heilsarmee vor das sich zahlreich herandrängende Publikum treten,

aber nicht im prunkvollen Ornat des kath. Priesters, sondern in einer Kleidung, die nicht feierlicher erschien, als es dem Ernste der seelsorgerischen Aufgabe angemessen war. Zu den Lieblingsthemen für die Predigten gehört der Kampf gegen den Alkohol. Dazu vergleiche man die Stellung unserer Klerisei gegenüber der Abstinenzbewegung, die sich in den Tatsachen des Karthäuserlikörs, der reichen Klosterweingüter und der geistlichen Branntweinbrennereien unverkennbar ausdrückt. Wer trotz alledem an der bessern Artung des Kirchentums in New-York zweifelt, für den will ich noch ein Vorkommnis aus dem religiösen Leben New-Yorks berichten, das sich gerade während meiner Anwesenheit in Amerika ereignete. Anlässlich des Neujahrsfestes waren die jüdischen Bewohner eines Brooklyner Distrikts seit einer Woche vergeblich bemüht gewesen, eine Halle für ihre Andachtsübungen zu finden, obwohl sie große Summen als Entschädigung boten. Schließlich sprachen sie beim katholischen Pfarrer Hideo vor. Dieser konnte ihnen zwar das katholische Gotteshaus nicht zur Verfügung stellen, räumte ihnen aber bereitwilligst das Pfarrhaus ein. Dieses Anerbieten ist umso bemerkenswerter, als der Geistliche sich weigerte, irgend eine Entschädigung zu nehmen. Zur Nachahmung dringendst empfohlen!

Und nun will ich meine Beobachtungen über die entwicklungsfreundlichere Tendenz die sich gegenüber den drei feindlichen Mächten des Alkohollasters, der starren Bureaucratie und des konfessionellen Habers durchzusetzen beginnen, durch eine Glosse über die nationale Frage in Amerika ergänzen. Es ist doch gewiß sehr lehrreich, daß in dem verhältnismäßig kleinen Stadtteil im Osten New-Yorks der an die historisch berühmte alte Bomeystraße angrenzt, Chinesen, Italiener, Griechen, Juden und Slaven ganz eng beieinander wohnen. Das setzt doch immerhin ein großes Maß von Verträglichkeit trotz aller Rassengegensätze voraus. Nur die Neger gelten heute in Amerika als kein vollwertiges Rassenelement. Daher seufzen sie zumeist unter dem Drucke einer dienenden Stellung und werden oft schlecht behandelt. Diesen bedauerlichen Umstand ausgenommen, scheint sich das amerikanische Volk in dem von Roosevelt in dem Reklamebändchen „Amerikanismus“ vertretenen Sinne zu entwickeln, nämlich in rastloser Tüchtigkeit zu Gemeinsamkeit der Kulturziele ohne Rücksicht auf die einzelne Rasse. Kaum ein Reisender, der die Amerikaner gesehen hat, wird ihnen aber trotz der bunten Rassenmischung einen ausgesprochenen Nationalcharakter absprechen, in dem Tüchtigkeit, vor nichts zurückschreckender Unternehmungsgeist und rühmlicher Fortschrittsdrang entscheidende Züge bilden. Als interessantes Detail möchte ich erwähnen, daß ein Gelehrter auf dem jüngsten Anthropologenkongreß zu beweisen suchte, daß sich aus dem Völkergemisch der neuen Welt eine neue Rasse zu bilden beginne und sich dabei auf anthropologische Merkmale, namentlich am Schädel, stütze. Nach den bisherigen Leistungen zu schließen, würde diese Rassenneubildung einen Fortschritt bedeuten und in dieser Tatsache liegt ein wichtiges Argument gegen den übertriebenen Rassenpurismus, der ja trotzdem dort, wo Vermischung mit minderen Rassen droht, recht behält. Bei der Völkervereinigung Nordamerikas handelt es sich aber glücklicherweise um eine Aufspaltung hochwertiger Kulturaffen, namentlich romanischer Volkselemente auf den tüchtigen angelsächsischen Grundstamm. Für diese Rassenprognose möchte ich Beweise aus meinen Beobachtungen beibringen, wie sie namentlich auf der viel besuchten Insel Coney Island gemacht habe. Auf diesem Eiland befinden sich die großen Seebäder New-Yorks und überdies eine Fülle von Unterhaltungsetablissemments und sportlichen Veranstaltungen. Die Insel entspricht in dieser Hinsicht etwa unserem Prater. Hier kann man neben

angelsächsischer Körperkultur, die sich namentlich in der Geschmeidigkeit und Kraft, in der Grazie und dem Mut der jungen schlanken Amerikanerinnen und in ihrem wahren Sportenthusiasmus kund gibt, auch den ausgelassenen amerikanischen Humor genießen. Wenn man in der zweiten Septemberhälfte, wie es mir glückte, die lustigen Festlichkeiten miterlebt, die in tollem Uebermut den Faschingszügen von Nizza nichts nachgeben, dann kann man mit eigenen Augen wahrnehmen, wie der Frohsinn romanischen Temperaments sich glücklich mit dem angelsächsischen Lebensernst in Amerika vermählt hat. Diese Faschingslaune führt schon fast zu bedenklichen Ausschreitungen, z. B. zu der merkwürdigen etwas rohen Unsitte, Besuchern, die sich nach dem 15. September, dem offiziellen Schluß der Sommermode, mit einem Strohhut in Coney-Island zeigen, diesen einzuhaufen oder herunterzuwerfen. Den Kontrast gegen diesen Mißbrauch des Humors, gegen den übrigens schon die Gerichte einzuschreiten beginnen, bilden die merkwürdigen höchst zivilisierten und doch sinnreichen Reklameformen amerikanischer Suftragetten. Während ihre englischen Schwestern nicht vor gewaltsamer Sachbeschädigung, Körperverletzung und sogar Brandstiftung zurückschrecken und durch diese barbarischen Mittel bei manchem Freidenker, der fest zu ihrer Sache steht, Kopfschütteln verursachen, sah ich die amerikanischen Suftragetten für ihre friedlichen Demonstrationszwecke — das Theater benützen. Im Hippodromtheater war zu der Zeit meines Aufenthaltes in New-York allabendlich unter vielen Variétédarbietungen, die durch luxuriöse Ausstattung oder allfingsten Humor ziehen, eine Nummer, in der Frauenrechtlerinnen in originellen Kostümen mit Bannern, Schärpen und Fahnen an das Publikum mit einer ernststen Mahnung zur Unterstützung des Frauenstimmrechtes herantraten. Jeden Abend wurde eine andere Gruppe von Frauenvereinigungen vorgestellt. Ort und Zeit scheint mir für diesen Zweck psychologisch sehr glücklich gewählt, da hier reiche Leute inmitten sorgenfreier Unterhaltung durch den starken Kontrast eindringlich gemahnt werden, ihrer kämpfenden und leidenden Mitschwestern zu gedenken.

Mag es mir bei meinem kurzen Verweilen in New-York immerhin geschehen sein, daß ich mich durch die Wunder der neuen Welt vielleicht zu allzugroßem Optimismus beeinflussen ließ, so wird man doch nicht leugnen können, daß Amerika in vielen Richtungen vorbildlich geworden ist und im Fortschritt der Kultur immer mehr zu führender Stellung sich emporzuschwingen scheint. Diesen Eindruck hat auch Bertha von Suttner von ihrer Amerikareise heimgebracht. Gewiß haben „Business“ (Geschäft) und Dollar in Amerika einen überlauten Klang und ist die dortige Reklame an Großartigkeit und leider auch an Aufdringlichkeit nicht zu übertreffen. Weit imponanter als bei uns ist besonders die Lichtreklame bei Nacht. Auf dem Broadway, der großen und eleganten Geschäftsstraße New-Yorks, sieht man als Lichteffekte, die bis zu einer Million Dollars kosten sollen, ganze Szenen aus wechselnd aufflammend elektrischen Lampen dargestellt. So ein schnurspringendes Mädchen, ein Kind, das lacht und weint, einen Wagen mit Pferden der eine Strecke weit fährt. Viele Riesen-Reklametafeln verunzieren in geradezu barbarischer Weise die Schönheit des Stadtbildes. So bildet eine ungeheure Reklametafel für Sunnabi-Bitterwasser, die gerade das Vis-à-vis der so feierlich wirkenden Freiheitsstatue bildet, ein abschreckendes Beispiel der ästhetischen Verfündigung an dem großartigen Hafenbild New-Yorks. Dagegen beruht wiederum die Wertung der Wolkenkratzer New-Yorks als Bluff auf Voreiligkeit und Unkenntnis der Sachlage. An Ort und Stelle sieht man die Notwendigkeit der Höhenentwicklung von New-York ein, wenn man wahrnimmt wie

wenig Raum der wichtigste Stadtteil New-Yorks, Manhattan, die eigentliche City, eine verhältnismäßig schmale Insel, den sich hier dicht aneinanderdrängenden Geschäftshäusern bietet, wodurch natürlich außerdem die Grundrente immer höher gesteigert wird und die Bauten noch weiter in die Höhe getrieben werden. Gewiß dient all das zunächst nur dem Geschäftsleben und der technischen Entwicklung, also einer überragenden Außenkultur, aber die Exploitation der physischen Energien ist doch die unerläßliche Vorbedingung der geistigen Höherentwicklung und übrigens läßt sich auch in dieser Richtung Amerika nicht spotten. Man braucht zum Beweise dessen nur an die amerikanische Jugendfürsorge, Strafrechtsform und das Selbstverwaltungssystem, in den Schulen und Gefängnissen zu erinnern. So hat Nordamerika Ostwalds energetischen Imperativ, der zur Verwertung der Energien aneifert, nicht nur im technischen Sinne zuerst großartig in die Praxis überseht, sondern es wächst auch immer mehr zu geistiger Rivalität mit unserer alt-traditionellen Kultur heran. Möge der neuen Welt recht bald in Europa ein kräftiger Konkurrent entstehen, damit in unserer trüben Zeit, in der so viele wertvolle Menschheitsgüter sinnlos und grausam dahingeeopfert werden, durch einen geistigen und sittlichen Wettstreit neue und bleibende Werte, die die vergangenen Verfehlungen wieder gut machen sollen, geschaffen werden.

Ein Sieg des konfessionslosen Moralunterrichts.

Der ultramontane „Bayerische Kurier“ brachte in seiner Nummer 45 vom 14. Februar 1913 einen Artikel „Freidenkerschulen“, in dem er auf die angeblich großen Gefahren der „Freidenkerschulen“ für unser Volksleben hinwies und behauptete, die Freireligiösen böten für die religiös-sittliche Erziehung der Kinder nach einer vom Staat anerkannten Glaubensgesellschaft auf dem Papier Ersatz, um sich die staatliche Genehmigung zu erwirken, in der Praxis wüßten sie aber nichts davon. Der Artikel schloß mit folgenden Ausführungen:

„In Bayern arbeitet man sonst so gern nach preussischen Mustern; es wäre endlich am Platze, reine Tafel zu machen und sich den protestantischen Norden zum Vorbild zu nehmen. Läßt man die Jugend in dem freireligiösen Geiste weiter unterrichten, trägt man die Verantwortung an ihrer sittlich-religiösen Verwahrlosung; denn Glaubenslosigkeit und sittliche Verwahrlosung gehen bei den Kindern immer Hand in Hand. . . Der Staat garantiert jedem Volljährigen die Glaubens- und Gewissensfreiheit; daran wird niemand rütteln wollen; aber er hat auch das Recht, darüber zu wachen, daß seine Jugend nicht sittlich-religiös zu Grunde gerichtet werde. . .“

Dieser Artikel bildete den Gegenstand einer Beleidigungsklage des Privatgelehrten Dr. Ernst Horneffer, der den in München von der Freireligiösen Gemeinde eingerichteten Moralunterricht leitet, gegen den Chefredakteur des „Bayerischen Kuriers“. Vor dem Schöffengericht in München fand die Verhandlung statt.

Chefredakteur Osterhuber erklärt: „Der Artikel wurde mir von einem unterfränkischen Lehrer zugesandt, der nicht an Dr. Horneffer gedacht, sondern unterfränkische Verhältnisse im Auge hatte. Der Artikel ist eine rein theoretische Erörterung über Weltanschauungsfragen ohne jede persönliche Spitze, und ich bezweifle, ob diese Weltanschauungsfragen im Gerichtssaal entschieden werden können. Das Urteil, ob der Artikel nicht die Wahrheit sagt, überlasse ich der Öffentlichkeit. Ich habe mit dem Artikel auch bestimmte Interessen vertreten. Zunächst als Redakteur eines katholischen Blattes halte ich mich nicht nur für berechtigt, sondern geradezu verpflichtet, einem solchen Artikel Raum zu geben. Dann bin ich auch selbst Katholik. Wir beschäftigen uns viel mit den Freidenkern und werden häufig auch von ihnen angegriffen, und zwar kräftiger, als es in dem Artikel der Fall ist. Auch als Familienvater glaube ich den Artikel aufnehmen zu müssen, denn mir ist bekannt, daß Schüler, die den freireligiösen Unterricht besuchen, auch ihre anderen Mitschüler einen gewissen Einfluß ausüben und sie bearbeiten, indem sie ihnen sagen,